

bung bringt sie irgendwie näher, ist aber nicht inniger¹².

In der neuesten Zeit

findet die Kunst wieder den Weg zur Mater Dolorosa. Den Impuls dazu geben die Qualen der Menschheit. Aber es gibt auch anderes, z. B. eine abstrakte Kreation (1982) im Geiste Henri Moores, mit dem der Schöpfer, Jan Máthe, Bildhauer von Košice (CSSR), persönlich in Kontakt war. Seine Plastik „Frucht deines Leibes . . .“ ist vielleicht die einzige Möglichkeit, heute Madonnen in Neusiedlungen zu installieren. Eine steinerne C-Form schützt wie im Schoße die „Frucht“ – eine Kugel. Es ist eine Sprache über Maria in monumentalen Urformen. Sie wiederholt die Neigung der gotischen Madonnen zu ihrem Kind, das aus ihrem Schoß herauswächst, Keim des Kosmischen. Wieder haben wir kein Marienbild, sondern etwas wie das „marianische und mariologische Prinzip“. Verheißung für die Zukunft?

Stefan Knobloch

Zugänge zu einem entschüchterten, lebensfrohen Glauben

Experimente mit einem neuen Missionsparadigma

Obwohl man sich auch in der Vergangenheit immer wieder bemüht hat, die Formen der Volks-, Gemeinde- und Gebietsmission den Entwicklungen und Bedürfnissen der Seelsorge anzupassen, scheint das Verständnis der Kirche als Volk Gottes wie auch die neue Erkenntnis der Bedeutung des Erzählens ein grundlegend neues Paradigma von Mission erforderlich zu machen. Wie ein Versuch, die-

¹² Diese Entwicklung endet bei peinlichen Gärtnerinnen, Hirtinnen (keine Parallele zum Guten Hirten!), in kitschartiger Sentimentalität. Es ist begreiflich, daß die feministische Theologie solche patriarchalische Marienbilder „in die Luft sprengen“ möchte (Catharina Halkes). Aber auch das revolutionäre Bild Mariens ist eine falsche Überinterpretation, wenn man Revolution im herkömmlichen Sinne versteht. Der Teufel ist in dieser Weise ein harter Feind der Frau. Nur hie und da zertritt sie ihm den Kopf.

se Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen, ausschauen kann, wird anhand eines Protokolls eines Gruppengesprächs und seiner Analyse dargelegt. In diesem Gespräch haben einfache Menschen ein erstes Mal in dieser Form gemeinsam über ihren Glauben gesprochen. red

Wovon hier die Rede sein soll, beansprucht nicht, ein neues Modell einer Volks- oder Gemeindemission zu sein. Wer „Modell“ sagt, denkt meist an „Praxiserfahrung“, also an gute, von einer Situation in andere, vergleichbare pastorale Situationen übertragbare Praxisschritte, an die sich die Hoffnung oder Aussicht auf pastorale Erfolge knüpft. Der hier gebotenen Skizze geht es eher um das, was der Begriff „Paradigma“ meint: ein „Denk“-Modell, von dem noch nicht gesagt ist, daß und ob es sich in praxi bewährt, das aber aus sich selbst dazu drängt, Praxis nach seinen eigenen Entwürfen zu bestimmen. In diesem Sinn seien hier Aspekte und erste Erfahrungen eines neuen Missionsparadigmas vorgelegt, das die bisherigen Missionsformen ergänzen will.

1. Gründe für ein neues Missionsparadigma

In dem hier zur Verfügung stehenden Rahmen kann nicht von allen Gründen die Rede sein, die für ein neues Missionsparadigma sprechen¹. Es mag an dieser Stelle genügen, vor allem zwei Gründe zu bedenken: die Wiederentdeckung der Kirche als Volk Gottes und die theologische Bedeutung der Erzählung als Basiskategorie des Glaubens und seiner Erneuerung.

1.1 Kirche als Volk Gottes

Die Wiederentdeckung der Kirche als Volk Gottes bildete die theologische Basiskategorie des Zweiten Vatikanischen Konzils. Die Unterscheidung zwischen „Kirche“ auf der einen und „Volk Gottes“ auf der anderen Seite sollte nicht mehr möglich sein; das eine ist jeweils das andere. Dementsprechend sieht der Schlußbericht der Sondervollversammlung der Synode in Rom vom Novem-

¹ Vgl. Stefan Knobloch, Missionarische Gemeindebildung. Zu Geschichte und Zukunft der Volksmission, Passau 1986, 145–238; Lebendige Seelsorge 36 (1985) Heft 4 (Gemeindemission/Gemeinderneuerung).

ber 1985 in der „Communio-Ekklesiologie“ die zentrale und grundlegende Idee der Konzilsdokumente². Man muß freilich bedauern, daß dies leider nur für die „Dokumente“, nicht aber im gleichen Maß für das kirchliche Bewußtsein gilt³. Ja, das vorkonziliare Kirchenverständnis droht mittlerweile die Konzilsdokumente zu überlagern und in ihrer Wirksamkeit zu beeinträchtigen. Nicht von ungefähr insistierten daher die deutschen Bischöfe darauf, „Kirche nicht als zusammengesetzt aus in sich stehenden Blöcken – hierarchische Amtsträger und Laien, Weltchristen und Ordenschristen – zu sehen, sondern die Unterscheidung auf das Gemeinsame zurückzubeziehen und vom Gemeinsamen her zu lesen“⁴.

Da also auf der einen Seite Konzilsimpulse es immer noch schwer haben und es möglicherweise in Zukunft noch schwerer bekommen, zur kirchlichen Bewußtseinsbildung beizutragen, darf man es nicht unversucht lassen, an ein Missionsparadigma auf der Basis der Kirche als Volk Gottes heranzugehen.

Obwohl die Institution der Volksmission immer wieder versucht, kirchlichen Entwicklungen Rechnung zu tragen und sie pastoral voranzutreiben, dürfte die Volksmission bei bloßer Verlängerung ihrer bisherigen Intentionen und Praxis exakt an der Prolongierung und Verfestigung jenes Kirchenbildes arbeiten, von dem sich das Konzil prinzipiell verabschiedet hat. Gemeinde-, Pfarrverbands- oder Gebietsmission neigen ja dazu, die Kirche von der Kompetenz der Missionare, vom Verkündigungsstil, vom Organisationsstil her in eine Kirche aus Priestern und sazerdotalen Missionaren und in ein Volk aus Laien zu dimensionieren, ja zu „zertrennen“: Das Volk wird zum bloßen Objekt missionarischer Unternehmungen, wengleich die Initiativen der Mission, besonders der Gebietsmission, die Zeiten der „leeren Hände“ der Laien beendet und sie als Laien aktiviert haben.

² II. Besondere Themen der Synode, C. 1.

³ Vgl. E. Klinger, Der Laienkatholizismus – die Kirche der Laien. Das Problem der Rezeption des Konzils, in: Pastoraltheologische Informationen 1/1986, 13–24.

⁴ Pressedienst der Deutschen Bischofskonferenz, 30. 4. 1986 P4/86, Stellungnahme der Deutschen Bischofskonferenz zu den „Lineamenta“ für die Ordentliche Bischofssynode 1987, 3.

Es geht also um eine Neuaakzentuierung der „Volks“-Mission; es gilt, in der „Volks“-Mission die theologische Kategorie des „Volkes Gottes“ zu vernehmen. Die Charismen des Volkes Gottes sollen sich in den praktischen Schritten einer Mission ausagieren dürfen, das Volk Gottes soll in missionarischen Prozessen immer mehr zu sich selber kommen, gemäß der Aussage von *Lumen gentium* (Nr. 32): „Wenn auch einige nach Gottes Willen als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die anderen bestellt sind, so waltet doch unter allen eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi.“ Diese wahre Gleichheit soll als leitendes Kriterium missionarischer Wege und Methoden gelten. In ihr bleibt gewiß Platz dafür, daß einige „für“ andere als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten bestellt sind, nur darf die institutionelle Bestellung nicht zu Lasten der wahren Gleichheit gehen, der unser neues Missionsparadigma eine Chance einräumen will.

1.2 Erzählung als Basiskategorie des Glaubens und seiner Erneuerung

Unsere zweite Begründung eines neuen Missionsparadigmas wurzelt im Verständnis der Kirche als Volk Gottes und zieht daraus die Konsequenzen. Die „Erzählung“ als eine Basiskategorie des Glaubens auszugeben, mag möglicherweise erstaunen. Man erinnert sich vielleicht aus der Barockhomiletik der „Narratio“ und ist bereit, ihr im Mund eines Predigers Bedeutung beizumessen. Aber kann etwas vergleichbar Bedeutsames für die Erzählung von jedermann in Betracht kommen? Ja! Gemeint sind hier nämlich die Getauften, die Gott berufen hat, am Mysterium des Gottesvolkes Anteil zu haben. Mit ihnen schreibt Gott seine Geschichte (ja nicht nur mit ihnen, sondern mit jedem, der menschliches Antlitz trägt). Diese Geschichte ist zu heben, anzuschauen, zu überprüfen, und es ist in gemeindlichen Prozessen an ihr zu arbeiten. Hierbei gewinnt die Erzählung Bedeutung. „Theologisch ist die Erzählung die sprachliche Basiskategorie des Subjekts in einer Gemeinschaft, die sich erzählend und weitererzählend ihre Identität bildet, und zwar wesentlich so, daß sich Menschen

gegenseitig miteinander und jeweils auf die andere aufbauend und an sie anknüpfend ihre Geschichten erzählen, so wie sie sie aus ihrer lebensprägenden Erinnerung an Jesus Christus erleben⁵. Die darin zum Ausdruck gebrachte Betonung des Biographisch-Narrativen ist theologisch ausgewiesen, da Gott in allen Dingen zu finden ist, und zwar nicht nur im Bereich der Schöpfung, sondern auch der geschehenen Geschichte⁶. Die Sensibilität für die Transparenz allen Geschehens in der Welt auf Gott und sein Wirken hin kann in besonderer Weise gelingen im personalen Erleben in Gruppen und Gemeinschaften, die einen besonderen Ort der Glaubenserfahrung und eine Möglichkeit der Stärkung des Glaubenszeugnisses darstellen⁷.

Wenn der Epheser-Brief hymnisch vom einen Herrn, einen Glauben, der einen Taufe, vom einen Gott und Vater aller spricht, „der über allem und durch alles und in allem ist“ (Eph 4, 5), darf man dem auch einen personbezogenen Sinn geben: Gott über allen, durch alle, in allen. L. Boff sieht in dieser Stelle die dreifache Dimension der Immanenz Gottes (in allen), seiner Transparenz (durch alle) und Transzendenz (über allen) angedeutet⁸. Demnach kann sich im gemeinsamen Erzählen (Transparenz) der Geschichte Gottes mit den einzelnen (Immanenz) seine Transzendenz (über allen) verdeutlichen. Das deckt sich mit 1 Kor 12, 7, wonach jedem die Offenbarung des Geistes geschenkt wird, damit sie anderen nützt. Von da ist es nicht weit zur Theorie der „affektiven“ Rhetorik, die O. Fuchs definiert als „engagierten Ausdruck eigener Erfahrung, von der man glaubt, daß sie für einen selbst

wichtig und gut war und ist und deshalb auch für den anderen wichtig und gut sein kann“⁹. Das wird nun auch im Zusammenhang unserer Überlegungen relevant. Was für einen selbst im Glauben wichtig war und ist, dessen er im Nachdenken über sich selbst inne geworden ist, kann im Erzählen nicht nur für ihn, sondern auch für andere den Glauben in neuem Licht erscheinen lassen. Es handelt sich hier um „wert-volle“ Wörter und Bilder, von denen für den Sprecher wie den Hörer neue Glaubensimpulse ausgehen können¹⁰.

Noch einmal sei erinnert, daß wir vom „Getauften“ sprechen, also damit von der anschaulichen Geschichte seines Lebens mit Gott, und dies in einer Situation zwischenmenschlicher Nähe. Daraus wird ersichtlich, daß es hierbei um nicht weniger als die Aktualisierung des Glaubenssinnes der Gläubigen geht, um den „sensus fidelium“, der in seiner ständigen Vermittlung von Evangelium und Lebensschatz zur Quelle der Ekklesiogenese, der Kirchenbildung, wird.

Diese Überlegungen führen zu einem Missionsparadigma, bei dem die Leute selbst mit ihren Lebens- und Glaubensgeschichten im Mittelpunkt stehen, in Gruppen und Gemeinschaften sich und einander anschauen und in einem affektiven Austausch ihrem Glauben, und das heißt Gott in ihrem Leben deutlicher auf die Spur kommen. So etwas ist nicht einfach machbar, nicht in zwei oder drei Veranstaltungen „organisierbar“. Hier braucht es Zeit und Geduld, wie sie Gott mit uns hat. (Demgegenüber hatte die frühere Missionsauffassung den Kairos Gottes zu leicht in die Dauer von acht oder zehn Tagen gedrängt).

⁵ P. Dusterfeld, *Ende oder Neuanfang der Predigt?*, in: *Neue Wege der Verkündigung*; hrsg. von P. Dusterfeld, Düsseldorf 1983, 84–98, hier 90.

⁶ Vgl. G. Greshake, *Schöpfung und Gotteserfahrung*, Freiburg 1986; B. Honsel, *Biographie und Theologie*, in: *Diakonia* 17 (1986) 73ff.

⁷ P. Wehrle, *Kriterien für die pastorale Praxis*. Ein dem Beirat der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen vorgelegtes Thesenpapier, 1984, 2. Solche Überlegungen werden gestützt von sozialpsychologischen Erkenntnissen, wonach die Anonymisierung des Lebens nach gegenläufigen Bewegungen ruft, in denen sich eine herrschaftsfreie Kultur ausbreitet, wie sie in fraternitären Gemeinwesen in Ansätzen zu finden ist. Vgl. H. v. Gizycki, *Arche Noah '84*. Zur Sozialpsychologie gelebter Utopien. Ein Essay, Frankfurt 1983.

⁸ Leonardo Boff, *Kleine Sakramentenlehre*, Düsseldorf⁶1983, 46.

2. Ein Protokoll

In einer dörflich strukturierten Landpfarrei Niederbayerns (1200 Katholiken) entschloß sich der Pfarrgemeinderat, die herkömmli-

⁹ Ottmar Fuchs, *Die lebendige Predigt*, München 1978, 62.

¹⁰ Dem scheint die Sprechakttheorie des Thomas von Aquin zu widerstreiten; Sprechen sei nichts anderes, „quam conceptum mentis alteri manifestare“. Aber in diesem conceptus mentis drücken sich wohl auch für Thomas nicht nur Verstand und rationaler Intellekt, sondern die Erfahrungen, die Biographie, die Symbole eines Menschen aus. Vgl. dazu *Thomas von Aquin*, S. th. I. q. 107 a. 1 c.

chen Wege einer Gemeindemission zu verlassen. Man ließ sich dafür auf bis dahin neue Gruppenbildungen ein, mit dem Ziel, an vier Abenden – jede Woche ein Abend – dem eigenen Glauben auf die Spur zu kommen. Ein sogenanntes religiöses Gemeindeforum führte in das Vorhaben ein. Daraufhin kamen sechs Gruppen zwischen 10 und 15 Personen zustande. Als Begleiter stellten sich der Pfarrer, der Pastoralreferent und ich als auswärtiger Begleiter zur Verfügung. Über den ersten Abend fertigte ich ein Gedächtnisprotokoll, das darüber Aufschluß gibt, wie die Leute ins Gespräch kamen. Zur Einführung wies ich lediglich darauf hin, daß wir einen gemeinsamen Weg gingen, auf dem jeder seinem Glauben nachspüren könne, einen Weg, bei dem es keine Über- oder Unterordnung gebe, auf dem alle gleich wichtig seien, einen Weg, bei dem das Unterwegssein selbst schon soviel wie das Ziel sei: als Gruppe Kirche zu sein. Jeder bekam ein Kärtchen mit der Aufforderung, in der Lebensgeschichte, die Gott mit ihm schreibt, zu kramen. „Welche Erlebnisse, Erinnerungen, Personen, Begebenheiten fallen mir ein, von denen ich meine, daß sie für meinen Glauben wichtig geworden sind?“ Nach einer Phase der Stille und des Nachdenkens nahmen die Leute aus eigener Kompetenz das Wort.

Frau A: Ich habe den Glauben von meinen Eltern bekommen.

Frau B: Bei uns hat man immer „in Gott's Namen“ gesagt. Die Oma hat oft so gesagt; die Mutter, der Vater. Wenn etwas schwergefallen ist: „in Gott's Namen“. Und dann ist's schon irgendwie gegangen.

Mann A: Als bei uns der Vater starb, hatten wir noch 20 Mark und viele Schulden. Wir wußten nicht, wie es weitergeht. Ein Onkel bot Geld an, doch unsere Mutter wollt's nicht nehmen. Sie sagte nur: „Ist die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Und wirklich bekamen wir nach ein paar Tagen 400 Mark von einer Versicherung.

Frau C bringt zum Ausdruck, daß auch für sie der Glaube immer etwas ganz Selbstverständliches war.

Frau D: Ich habe keine so religiösen Eltern gehabt. Ich habe mich erst über den Pfarrer N. N. wieder mehr interessiert. Ich kann aber manches noch nicht so machen wie die anderen. Die gehen alle Ostern zur Kommunion, und nach 14 Tagen reißt das wieder ab. Ich kann das nicht.

Frau A: Ich tu mir gar nicht schwer damit, zur Kommunion zu gehen.

Mann B: Mir ist eine Klosterfrau aus meiner Kindheit eingefallen, klein, energisch, aber einladend. Sie kommt an einem Priestersamstag, den wir damals immer feierten, vor dem Gottesdienst auf mich zu und sagt: „Du betest heute vor!“ Wir knieten dann nebeneinander, und sie gab mir die Texte, die ich zu lesen hatte. Ein paar Bänke dahinter war meine Mutter. Ich war stolz darauf, daß die Klosterfrau in mich dieses Vertrauen setzte. Von da ab betete ich öfters vor; auch bei der Erstkommunion tat ich es dann.

Frau E: Wir haben in der Schule in Altenmarkt vor den Schulaufgaben immer gebetet. Da konnten wir richtig beten. Und die Schwestern haben dann immer gesagt: „Vergeßt aber nicht zu danken, wenn es gutgegangen ist.“

Frau B: Ja, zu Gott nur in der Not zu beten, wenn's einem schlecht geht, das geht nicht. Sonst sagt Gott: Wenn du bloß betest, wenn es dir schlecht geht, helf' ich dir nicht.

Frau F: Ich kenn' mich nicht aus mit der Bußandacht. Ich fühl' mich nach der Bußandacht nicht so frei wie nach der Beichte. (Einige greifen diese Frage sofort auf und zeigen an ihr Interesse).

Mann C: Ich bin ein Ramsdorfer. Bis zum Krieg bin ich von hier gar nicht rausgekommen. In Ramsdorf hat mir der Glaube was bedeutet, aber in Hanau und im Krieg, da hat er mir nicht soviel bedeutet. Mit den Leuten, bei denen ich in Quartier war, bin ich am Sonntag zwar in die Kirche gegangen, aber es war alles nicht so richtig. Und heute habe ich Fragen, wenn ich die Evangelischen und die Katholischen so nebeneinander leben sehe. Das hat's bei uns gar nicht gegeben. Das, was die anderen glaubten, war einfach alles falsch. Aber das sind doch auch ordentliche Leute.

Frau G: Mir machen meine Kinder Sorgen. Wir haben sie zwar gut erzogen, aber bei denen ist jetzt alles anders. Das ist schon schwer.

Mann B (Rückfrage an Frau G): Das ist für Sie so schwer, daß Sie darüber gar nicht hinausdenken können, wie es bei Ihnen selbst in Ihrer Kindheit mit dem Glauben war?

Frau G (als Antwort): Ich habe mit 18 Jahren meinen Vater verloren, das war für uns alle schwer.

Frau H: Ich habe einmal Exerzitien gemacht, das hat mir was gebracht. Da konnte ich beten, es war alles so ruhig und schön.

Frau I: Ich bin halt durch die Eltern so reingewachsen in den Glauben. Da hat's bei uns nichts gegeben. Ich bin auch noch nie weiter weggekommen (aus dem Dorf).

Soweit ein Protokollauszug des ersten Abends. Noch aufschlußreicher wäre eine wortgetreue Nachschrift, doch war bei dieser ersten Sitzung an einen Mitschnitt nicht zu denken. Aber auch so kann man sich in den

Verlauf des Gesprächs empfinden. Zunächst ist von Interesse, daß es überhaupt ohne jedes Drängen des Leiters zustande kommt. Die Stille des Nachdenkens wird von jemand unterbrochen, den es drängt, das Wort zu nehmen. „Ich habe den Glauben von meinen Eltern bekommen.“ Eine relativ einfache Aussage, die sich nicht zu weit vorwagt, dabei aber doch auf sehr einfache Weise Authentisches verspricht. Es regt einen anderen an, die gleiche Erfahrung narrativer zu belegen: „In Gott's Namen.“ Schon in der zweiten Wortmeldung ist somit von Gott die Rede, wird er im Leben ausgelotet, offensichtlich nicht nur in vergangenen Tagen, sondern in der Gegenwart. Ein weiterer findet in der Formel „Ist die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten“ eine Vergewisserung Gottes; und „wirklich“ bekamen wir ein paar Tage später Geld.

Diese Reihe wird fortgesetzt und zugleich unterbrochen durch das Eingeständnis, keine so religiösen Eltern gehabt zu haben. Hier ist eine Frau mühsam unterwegs, belegt dies mit ihrem Fernbleiben von der Osterkommunion¹¹, wobei sie zugleich vorsichtige Kritik an der Praxis der Gemeinde anmeldet. Die spontane Erwiderung der Frau, die das Gespräch eröffnet hatte, „Ich tu mir gar nicht schwer damit, zur Kommunion zu gehen“, führt in eine kritische Phase des Austauschs; sie konnte als Angebot, als Einladung gemeint gewesen sein, konnte aber auch Unverständnis signalisieren, wie man mit der Kommunion Schwierigkeiten haben könne. Hier trat eine Pause ein, die erst durch den neuen Ansatz eines weiteren Beitrags beendet wurde, durch die Erfahrung einer einladenden Kirche in Gestalt einer Klosterfrau. Diese Erinnerung war ihr schon vorher in der Nachdenkphase gekommen: da konnten wir richtig beten. Man spürt daraus die Wertfigur und die Wunschrichtung, auch jetzt so wie damals beten zu können. Wieder kommt es zu einer spontanen Bezugnahme durch jene Frau, die oben von der Bedeutung des „in Gott's Namen“ gesprochen hatte. Sie führt Gott geradezu in direkter Rede ein: „Wenn du bloß betest, wenn es dir gut

geht, helf' ich dir nicht.“ Das zeigt einerseits, wie sehr sich die Teilnehmer von den Äußerungen der anderen anregen und zu Stellungnahmen herausfordern lassen, es dokumentiert aber andererseits auch das vorhandene Ungenügen, sich wirklich in den anderen hineinzuhören und sich in der Tat auf das einzulassen, was er als „Botschaft“ anvertraut.

In ähnlicher Weise könnten auch die anderen Wortmeldungen analysiert werden; eine genauere Analyse dieser Gespräche übersteigt aber den Rahmen dieses Beitrags.

Zur rechten Bewertung ist mitzubedenken, daß ganz einfache Leute, Niederbayern, über ihr Leben und ihren Glauben in ein Gespräch eintraten, die das so noch nie getan hatten; und daß sie alle ohne Ausnahme die Gelegenheit zur Äußerung nicht scheuten. Damit war ein ermutigender Anfang gemacht. Es folgten drei weitere Abende, die weiter die Linie der Glaubensvergewisserung aus dem eigenen indispensable Lebenstext verfolgten. Das „Thema“ waren dabei die Leute selbst. Der Gesprächsbegleitung fiel die Aufgabe zu, darauf hinzuweisen, daß nicht „über“ Themen geredet würde, sondern die eigene Betroffenheit, das Involviertsein zum Zuge kommen sollte.

3. Bewertung – *ist daran etwas Missionarisches?*

Für die Teilnehmer passierte bereits am ersten Abend sehr viel. Das brachte die Eingangsfrage des zweiten Abends ans Licht, wie es den Teilnehmern nach dem ersten Abend ergangen war, wie sie sich fühlten¹². Als erstes kam heraus, daß es viele nacharbeitende Telefonkontakte gab. „Wir konnten nicht schlafen vor lauter Nachdenken.“ Offenbar war durch die Frage nach dem

¹² Der Frageraster für den zweiten Abend lautete: 1. Was möchte ich heute zuerst zum letzten Abend loswerden? (Habe ich mich wohlgeföhlt? Hat mich etwas gestört?) 2. Welche persönlichen Erzählungen haben mich besonders beröhrt? Wem möchte ich noch etwas dazu sagen? 3. Wer möchte noch etwas zu sich sagen, worüber er in dieser Woche nachgedacht hat? 4. Wer möchte von einem anderen (und seiner Erzählung) noch mehr wissen? Wer will einen anderen noch etwas fragen? 5. Ist mir etwas ein Problem, eine Schwierigkeit, über die ich in diesem Kreis sprechen möchte? 6. Was fällt mir zum Gebet ein? Wann bete ich, und was? 7. Gibt es eine Stelle, ein Wort der Bibel, das mir in letzter Zeit oder schon länger wichtig geworden ist? Wenn ja, was spricht mich daran an?

¹¹ Der erste Abend begann kurz nach Ostern, deshalb wohl die Bezugnahme auf die Praxis der Osterkommunion.

Glauben im eigenen Leben etwas losgetreten worden, was nicht sofort am ersten Abend versprochen werden konnte, aber den weiteren Weg der Gruppe beeinflusste. „Ich bin mir vorgekommen wie bei der Erstbeichte.“ – „Man sagt etwas, was man sonst eigentlich nie sagen würde.“ – „Wir sind bisher durch den Glauben eingeschüchtert worden.“ – Einer gab als Ertrag des ersten Abends den Eindruck wieder, daß der Glaube in herkömmlicher Weise keine Lebensprobleme löse, nämlich dann nicht, wenn Glaube das Leben ersetze, an die Stelle des Lebens trete. Das hieß wohl, wenn Glaube am Leben vorbei „geglaubt“, aber nicht „gelebt“ werde. Einer faßte seinen Eindruck des ersten Abends in die dichte Formel, „Gott will mich.“

Nach vier Abenden hatten wir nur einen ersten Weg beschritten. Einige Gruppen waren fürs erste damit zufrieden. Eine andere traf sich weiter – ohne Begleitung, und versuchte sich in einfacher Schriftlesung. Nach einigen Wochen kam der Begleiter erneut hinzu, und man entschied gemeinsam, über 2½ Monate die Bibel vom eigenen Leben her gemeinsam zu lesen¹³.

Was ist an diesem Versuch „missionarisch“? Was ist daran „volks“missionarisch? Das angegedeutete Paradigma ebenso wie seine erste Umsetzung machen deutlich, daß ihr missionarischer Wert darin liegt, daß Leute als Subjekte ihrer eigenen Prozesse in einer Gruppe danach fragen lernen, was Gott mit jedem einzelnen von ihnen vorhabe. So kann durch dieses Paradigma ein Zugang zum Glauben eröffnet werden, der Glaube als Schubkraft des Lebens erfahrbar macht; Glaube wird als lebensfördernd, befreiend, ja als fröhlich erlebbar. Letztlich zielen aber ein solches Bewußtmachen des eigenen Glaubens und seine Versprachlichung in der Gruppe sowie die Begegnung mit der Bibel darauf hin, zu erkennen, „was Gott ihrer Gemeinde wolle, was sein Wille für die Kirche am Ort heute sei, was Gottes Geschichte mit ihrer Pfarrei sein könne“¹⁴.

¹³ Als Leitlinien dienen fünf Interpretationsregeln für die Begegnung mit biblischen Texten von E. Drewermann; vgl. E. Drewermann, Exegese und Psychoanalyse, in: Neue Wege der Verkündigung, Düsseldorf 1983, 11–34, hier 30–32.

¹⁴ Zitiert nach einem Manuskript von J. Fischer, Grundkurs gemeindlichen Glaubens vom 10. 1. 1986.

Anne Kurlemann

Aller Anfang ist schwer

Worauf hoffen Pastoralassistenten?

Für Berufsanfänger ist es – nach den mehrjährigen Erfahrungen von Frau Kurlemann bei der Begleitung von insgesamt 75 Pastoralassistenten (davon 28 Frauen) – ebenso wichtig, von Pfarren und Gemeinden als Mitarbeiter gut aufgenommen zu werden und ihre Anliegen in das Leben der Gemeinden einzubringen wie auch unter Gleichgesinnten die Erfahrungen reflektieren und mit der eigenen Theologie konfrontieren zu können.

red

Zwischen Studium und Beruf . . .

Am Anfang war das Wort – fünf, sechs, sieben Jahre Theologiestudium, oft wurde noch ein weiteres Fach studiert, und dann beginnt mit dem 1. September das pastoralpraktische Jahr in einer Gemeinde. Allein einer unüberschaubaren Menge von Menschen gegenüber, zunächst lediglich in Zahlen faßbar, Gesichter tauchen nur vereinzelt auf; eine neue Umgebung, ungewohnte Strukturen, festere Arbeitszeiten als im Studium, hohe Erwartungen – eigentlich ist es richtiger, vom „Praxisschock“ zu reden, wie z. B. die Alltagslyrikerin Brigitte Heidebrecht ihn beschreibt!

Praxisschock
Schlimm genug
das Studium:
ständig
geschwängert werden,
ohne gebären
zu können.
Schlimmer der Beruf:
Täglich
viele kleine
Mißgeburten
liefern zu müssen!

Sie trifft die Spannung, in der viele Berufsanfänger stehen, weil gerade zu Beginn die Diskrepanz zwischen Theorie und dem, was gelebt wird und getan werden muß in einer Gemeinde, unheimlich groß, fast unüberwindbar zu sein scheint. Das löst häufig ein Gefühl von Angst und Ungenügen aus, so daß man eher mit zitternden Knien den Dienst antritt. Trotzdem – in jedem Jahr freuen sich die neuen Pastoralassistentinnen